

Käsekuchen für Prinzessin Margaret

Tausende von jungen Schweizerinnen machten sich in den 1940er und 1950er Jahren ins Vereinigte Königreich auf. Viele sind geblieben. Und erzählen erstaunliche Geschichten. Ein bislang unbeachtetes Kapitel der Schweizer Emigrationsgeschichte VON SIMONE MÜLLER

Anfang Januar 1954 legt das Schiff nach der Fahrt über den Ärmelkanal im englischen Dover an. Die Passagiere gehen von Bord, eine Reisende wird von der Hafengebühr zurückgehalten. Die junge Schweizerin hat keine Arbeitsbewilligung, und sie ist auch nicht verheiratet. Aus Sicht der englischen Behörden spricht nichts dafür, die 23-jährige Anna-Maria Eggen aus Zwißelberg ins Vereinigte Königreich einreisen zu lassen. Anna-Maria sagt den Beamten, sie sei schwanger, und der Vater des Kindes erwarte sie in London am Bahnhof Victoria. Sie zeigt ihnen seinen handgeschriebenen Brief und verspricht, innerhalb von drei Wochen zu heiraten. Die Beamten lassen sie gehen.

«Ich bin das Meieli!», stellt sich Anna-Maria, die heute eine halbe Zugstunde von London in Chelmsford lebt, vor. Im Eingang des winzigen Häuschens schmücken bunt bedruckte Teller die Wand – das Thronjubiläum der Queen, die Hochzeit von Kate und William –, und auf dem Kaminsims in der Stube steht ein kleiner Bergkristall auf einem Holzsockel mit Inschrift: «Gästeschüssen Aeschi». Meieli ist 82 Jahre alt und sagt: «Manchmal frage ich mich schon, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn sie mich damals in Dover nicht hineingelassen hätten.»

So oder ähnlich wie bei Meieli sieht es bei vielen dieser Frauen aus, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den 1940er und 1950er Jahren nach England gingen, um die Sprache zu lernen, und dann geblieben sind. Versatzstücke zweier Kulturen ranken sich um die Geschichten der Emigrantinnen, deren Abwesenheit in der Schweiz – abgesehen von ihren Familien – kaum jemand bemerkt zu haben scheint. Dabei haben sich in der Nachkriegszeit jährlich zwischen 5000 und 6000 junge Schweizerinnen nach England aufgemacht, oft mit nicht viel mehr als einer Adresse und dem Vertrag für eine einjährige Au-pair-Anstellung im Gepäck. Keine plante die Auswanderung, wenn sie in Basel den Zug nach Calais bestieg. Und doch sind viele nicht mehr zurückgekehrt. Die meisten, weil, wie bei Meieli, die Liebe dazwischenkam.

Meieli war im November 1952 erstmals nach England gekommen, hatte bei einer jüdischen Familie in Nordlondon als Au-pair gearbeitet und wollte ein Jahr später nur kurz zurück nach Zwißelberg; dass die erneute Einreise ins Vereinigte Königreich schwierig werden könnte, damit hatte Meieli nicht gerechnet. Das Versprechen, das sie den Beamten gab, hat sie gehalten: Ende Januar 1954 heiratete sie Singh, einen Inder und Angehörigen der Sikhs.

Auffallend viele Frauen haben Männer aus ehemaligen britischen Kolonialgebieten geheiratet, aus Asien oder Zypern, aber auch aus europäischen Ländern wie Polen. Wohl vor allem deshalb, weil diejenigen, die sich an der Peripherie der britischen Klassengesellschaft bewegten, leichter miteinander in Kontakt kamen. Nicht wenige Emigrantinnen kamen selbst aus einfachen Verhältnissen, aus kleinen Dörfern in ländlichen Gebieten. Manche sind unter Bedingungen aufgewachsen, wie sie heute kaum mehr vorstellbar sind. Die 99-jährige Klara Parkes, geborene Bärfuss, zum Beispiel, die 1949 eine Haushaltsstelle in London annahm. Im Spätherbst 2012

erzählt sie in Sturry bei Canterbury von Sursee. Vom frühen Tod der Eltern, von den dreizehn Geschwistern, den Brüdern, die verdingt wurden. Claire, so nennt man sie, wuchs in einem Kinderheim auf, mit fünfzehn hatte sie ihre erste Stelle auf einem Bauernhof. Die Bäuerin ließ sie einen Winter lang in dünner Kleidung Holz hacken, stellte ihr abends Wasser, Salz und Mehl für eine Suppe hin, die den Hunger nicht stillte, nicht vor der Kälte schützte. Es tönt beinahe entschuldigend, wenn Claire mit ihrer tiefen, auffallend klaren Stimme sagt: «Dann habe ich halt jeweils noch von der Polenta gegessen, die ich für den Hund zubereiten musste.» Drastische Bilder, eins reiht sich ans andere: die blauen Flecken, wenn die Arbeitgeberin in Luzern wieder zugeschlagen hatte, Hände wechselnder Hausherrn, die sich der Magd näherten, sobald die Frau aus dem Haus war. Claire ist eine, die nie aufgegeben hat. Wenn sie genug hatte, dann ging sie, immer wieder, auch in England.

Und an Arbeitsstellen fehlte es dort nicht, die jungen Ausländerinnen waren im Königreich gefragt. Für zahlreiche englische Mittelstandsfamilien waren Hausangestellte vor dem Krieg eine Selbstverständlichkeit, nach 1945 konnten sich viele die einheimischen Bediensteten nicht mehr leisten. Da kamen die billigeren ausländischen Arbeitskräfte – Au-pairs erhielten nebst Kost und Logis noch ein Pfund Taschengeld pro Woche – gerade recht.

Umgekehrt kam das Vakuum in den britischen Haushalten der Euphorie entgegen, die der kriegsgeschädigte Kontinent den Siegermächten zollte. Man wollte Englisch lernen, auch in der Schweiz. Viele kamen direkt in Kontakt mit den Amerikanern. Meieli arbeitete in einem Hotel in Faulensee am Thunersee, wo (in Deutschland stationierte) amerikanische Soldaten und ihre Familien die Ferien verbrachten. Der Chef sprach Klartext: Wenn Meieli weitermachen wolle in der Branche, dann müsse sie Englisch lernen.

Trotz viel Offenheit und ehrlichem Interesse an der fremden Kultur – Gelegenheiten zu scheitern gab es genug. Manch einer ging schon in Dover das Geld für die Weiterreise nach London aus. Und viele, die auszogen, um im Land von Mary Poppins Kinder zu hüten, machten die Erfahrung,

jugen Frauen an sie stellte, bald nicht mehr gewachsen. Die Notwendigkeit zusätzlicher Infrastruktur war sowohl in der Schweizer Kolonie in England als auch in der Schweiz unbestritten und führte 1949 zur Eröffnung des Welfare Office für Swiss Girls, einer Anlaufstelle für Schweizerinnen in Großbritannien, acht Jahre später wurde das Swiss Hostel für Girls eingeweiht, «eine vorübergehende Wohnstätte für die jungen, oft wenig bemittelten Schweizerinnen», wie die *Neue Zürcher Zeitung* im Februar 1957 ihrer Leserschaft berichtete.

Die Sogwirkung, die das Vereinigte Königreich auf die jungen Schweizerinnen ausübte, war zwar auch in den 1960er Jahren ungebrochen, aber die Rahmenbedingungen änderten sich: Kurze Flüge ersetzten die lange Reise auf dem Landweg, und der Kontakt mit den Familien zu Hause blieb, auch aufgrund der guten Wirtschaftslage, während des Aufenthaltes auf der Insel enger – häufige Telefongespräche, aber auch Besuche von Angehörigen wurden die Regel.

Die Emigrantinnen der 1940er und 1950er Jahre gehörten noch einer Generation von Frauen an, deren Lebensgestaltung sich auf gesellschaftlich prekäre Fundamente stützte. Unter anderem verloren Schweizerinnen, die einen Ausländer heirateten, bis 1952

noch automatisch ihr Bürgerrecht, und auch solide Berufsausbildungen waren für Frauen noch alles andere als selbstverständlich. Diejenigen, die gingen, nutzten einen begrenzten Spielraum an Freiheit – und wahrscheinlich ist es nicht nur Zufall, dass manch einer dieser Lebensläufe ungewöhnliche Wendungen genommen hat, auch ungewöhnlich schmerzhaft. Meieli etwa verlor nach Singhs frühem Tod auch ihren zweiten Mann – sie trägt heute seinen Namen –, sowie eine Tochter; der 1954 geborene Sohn, das älteste ihrer fünf Kinder, ist seit über 30 Jahren verschollen.

Sicher ist, dass die meisten dieser Frauen ein Leben lang sehr hart gearbeitet haben. So auch die 85-jährige Helene Alexandrou, die 1949 als Au-pair nach England kam und dort einen Zyprioten heiratete. Wenn die Kinder schliefen und ihr Mann in der Flaschenfabrik Schicht arbeitete, nähte Helene zu Hause kleine Stoffmaschinen. Heimarbeit für *one and six* die Stunde, einen Shilling und sechs Pence. Später führten sie ein eigenes Restaurant in London. «Angefangen haben wir mit nichts», sagt Helene. Lange konnte sich die Familie nur knapp über Wasser halten. Aber von dem wenigen, das übrig blieb, unterstützte sie auch noch die Verwandten in Zypern, die hatten noch weniger. Dafür schickte Helenes Mutter aus der Schweiz manchmal ein Paket mit Speck. Das war zwar verboten, angekommen ist es trotzdem. Helene hat in all den Jahren nicht nur Englisch, sondern auch Griechisch gelernt. In der Küche ihrer kleinen Wohnung hängt ein hölzernes Schneidbrett: »Dorfkäserei Schlossrued«. Dort, in Schlossrued im Kanton Aargau, ist Helene aufgewachsen.



Für sie gab's nur eine Suppe aus Wasser, Salz und Mehl: Claire Parkes-Bärfuss, 99

Fotos: Andrea Arz für DIE ZEIT / www.andreaartz.com (o.); Simone Müller (2); Andrea Arz für DIE ZEIT

Beim Abschied steht sie auf dem kleinen Balkon ihrer Wohnung im ersten Stock, winkt, lacht, ruft: »Wie die Queen!«

Claire war in ihrem langen Leben bei wohl ungefähr fünfzig verschiedenen Arbeitgebern angestellt, so genau weiß sie das auch nicht mehr. Einige sind besonders im Gedächtnis haften geblieben, so der englische Lord, dem sie für drei Pfund Wochenlohn den ganzen aufwendigen Haushalt besorgte. Gäste aus den obersten Schichten verkehrten in dem Haus, mitunter auch Prinzessin Margaret, die 2002 verstorbene Schwester der Queen. Manchmal kam die Prinzessin in die Küche, plauderte ein wenig und bedankte sich bei der Köchin für den köstlichen Käsekuchen.

Noch ein Bild, das sich eingepägt hat: der Blick aus den Fenstern des Spitals im Londoner Stadtteil Bethnal Green – Schutt und Asche, Trümmer, so weit das Auge reichte. Claire hat dort Tuberkulosekrankung gepflegt. Überhaupt gehören Bilder aus der Kriegs- und Nachkriegszeit, eigene und erzählte, zum Erinnerungsfundus dieser Frauen.

Der Engländer Dennis Gibbs hat seiner 1932 im schaffhauserischen Guntmadingen an der Grenze zu Deutschland geborenen Frau Maria oft von den Bombardierungen im Osten Londons erzählt. Von jener Nacht, als der Luftdruck einer in der Nähe explodierten Bombe den Knaben aus dem Bett geworfen hat. Auch Maria erinnert sich: an die schwarzen Rauchsäulen, die sie als Kind auf der andern Seite des Waldes aufsteigen sah, und an den Mann, den der Vater in der Dämmerung aufspürte. Er war in der Nacht über die Grenze gekommen, und der Vater, so erzählt Maria, sagte dem Mann, er müsse ihn der Polizei melden, das sei Pflicht.

Maria und Dennis wohnen in Suffolk, in einem kleinen Dorf auf dem Land. In Marias Kasten im Schlafzimmer hängen 86 Blusen aus feinem Stoff von Liberty, dem alten gediegenen Londoner Warenhaus. Maria hat sie alle selbst genäht. Sie war Damenschneiderin, hat sieben Jahre lang bei Liberty maßgeschneiderte Kleider angefertigt.

Viele der Frauen, die geblieben sind, arbeiteten nach dem ersten Job in einer britischen Familie in Restaurants und Spitälern, im Verkauf oder eben als Schneiderinnen. Und müssen heute, wie Maria, mit geringen finanziellen Mitteln über die Runden kommen. Das bestätigt auch Margrit Lyster, die jahrzehntelang in London als Sozialarbeiterin für das Swiss Welfare Office und die Swiss Benevolent Society gearbeitet hat: »Viele Frauen müssen mit sehr wenig Geld auskommen und mit deutlich tieferen Renten, als ihnen in der Schweiz zur Verfügung stehen würden.«

Ihr Weggehen war unspektakulär. Sie dachten ja selbst, dass sie zurückkehren würden. Vielleicht hat deshalb kaum jemand bemerkt, wie viele dieser Frauen, die nach dem Krieg ausgezogen waren, um Englisch zu lernen, für immer auf der Insel geblieben sind. Viele sind bereits gestorben; in den Geschichten, die diejenigen erzählen, die noch leben, geht es oft um Migration, um den Versuch, eine Identität zwischen den Kulturen zu finden, das Eigene im Fremden und umgekehrt. Rückkehr, das ist für die meisten kein Thema mehr. Sie waren jahrzehntelang fort, sind fremd geworden, wo sie einmal zu Hause waren, auch wenn ihr Schweizerdeutsch akzentfrei geblieben ist. Ihre Lebensläufe sind, bei allen Parallelen, zuallererst immer individuelle Biografien. Claire zum Beispiel hat es sich anders überlegt. Sie ist beinahe blind, ihr Gesicht ist auffallend stark zerfurcht. Im November wird sie 100 Jahre alt. Sie ist in diesen Tagen in die Schweiz zurückgekehrt. Ins Emmental, an ihren Heimatort, den sie nur flüchtig kennt.



Helene Alexandrou-Neesser, 85, aus Schlossrued AG kam 1949 als Au-pair nach London (links) und Anna-Maria »Meieli« Webb-Eggen, 82, verschlug es nach Chelmsford



dass sich ihre Erwartungen nicht mit denjenigen der Gastfamilien deckten. Isoliert in einem kleinen Dorf auf dem Land oder abgeschottet in der Küche, lernt man schlecht Englisch. Nicht selten wurden Arbeitsverhältnisse vorzeitig beendet, die Rückkehr angetreten oder aber nach einer anderen Anstellung gesucht.

Die traditionellen Schweizer Institutionen in England wie die Schweizer Kirchen, der Wohltätigkeitsverein Swiss Benevolent Society oder die Botschaft waren den Herausforderungen, die der Ansturm der

CH

DE-MAIL DER TELEKOM: DIE ERSTE MAIL MIT GESETZLICH GESICHERTER ZUSTELLUNG.

- ✓ Schneller und günstiger als Briefpost
- ✓ Sicher durch identifizierte Teilnehmer
- ✓ Papierlos mit Firmen und Behörden kommunizieren

Werden Sie jetzt De-Mailer!
Alle Informationen und Registrierung unter www.telekom.de/de-mail

Wir sind De-Mailer.
Weil Vertraulichkeit bei Verträgen zum Fairplay gehört.

0,-*
AKTION BIS ZUM 30.06.2013:
ALLE DE-MAILS KOSTENFREI

ERLEBEN, WAS VERBINDET.

* Angebot befristet bis 30.06.2013. Nach Ablauf der Angebotsphase sind bei De-Mail Basic monatlich drei De-Mails inklusive, weitere De-Mails 0,39 € Stückpreis. Das monatliche Inklusivvolumen von drei De-Mails ist zunächst befristet bis zum 31.12.2013, Verlängerung vorbehalten. Volumen wird auch reduziert durch Nutzung der Versandoptionen „Einschreiben“, „Persönlich/Vertraulich“ oder „Absenderbestätigt“. Die Kommunikation mit De-Mail ist nur an für De-Mail registrierte Empfänger innerhalb Deutschlands möglich. In Einzelfällen können vertragliche oder gesetzliche Anforderungen die Nutzbarkeit von De-Mail einschränken, die Kombination mit einer qualifizierten elektronischen Signatur zur Ersetzung der gesetzlichen Schriftform ist möglich.